

---

KILIAN HECK

## DIE AHNEN FORMEN DEN RAUM

### Genealogische Dispositive in der Architektur im 15. Jahrhundert

Durch Zufall hat sich inmitten der Frankfurter Innenstadt ein architektonisches Relikt aus dem 15. Jahrhundert erhalten, das alle Zerstörungen des 2. Weltkrieges und alle Abrisswellen bis in die 1970er Jahre nahezu unbeschadet überstanden hat. Es handelt sich um eine spätmittelalterliche Tordurchfahrt, die die Fußgänger bis auf den heutigen Tag passieren, wenn sie ihren Weg von der Brauchbachgasse zur Schirn abkürzen wollen. Diese Durchfahrt war ehemals Teil des Nürnberger Hofes, in welchem die Kaufleute aus Nürnberg bei ihren Aufenthalten in der Reichsstadt Frankfurt während der Messen wohnten.<sup>1</sup> Aber auch hochgestellte Persönlichkeiten wie die Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. wohnten während ihrer Aufenthalte in der Stadt ab 1452 beziehungsweise ab 1493 stets im Nürnberger Hof, was die Bedeutung dieses Bauensembles zusätzlich unterstreicht. Der Gebäudekomplex ist bis auf wenige Gebäudeteile heute abgerissen. Entsprechend seiner Funktion als Durchfahrtsweg bildete der Hof eher eine Gasse, um die sich zahlreiche zur Anlage gehörende Gebäude gruppierten. An beiden Enden war die Gasse durch zwei einfache Torbögen vom übrigen Straßennetz abgetrennt.

Der Glauburghof als einer von zwei Teilen des Nürnberger Hofes war nach seinem Eigentümer, der Frankfurter Patrizierfamilie Glauburg, benannt. Die südliche Durchfahrt zum inneren Hof entstand um 1410 (Abb. 1–2). Hier hat Gisela Kniffler in detaillierten Analysen wahrscheinlich gemacht, dass nicht nur die Konzeption des Bauwerks, sondern auch die Ausführung der heraldischen Bauplastik selbst sehr wahrscheinlich

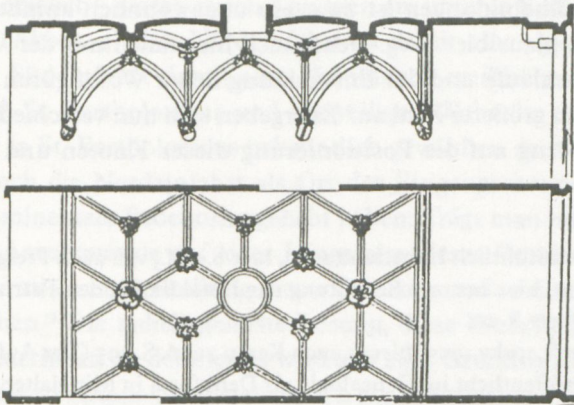
---

<sup>1</sup> Vgl. Haberland 1992, S. 35 f.

nach Entwürfen eines der wichtigsten Künstler der Spätgotik am Mittelrhein entstanden ist.<sup>2</sup> Gemeint ist der Stadtbaumeister der Freien



1 Frankfurt, Torndurchfahrt im Nürnberger Hof, um 1410, Aufnahme 2011



2 Frankfurt, Torndurchfahrt im Nürnberger Hof, Decken- und Wandschema

<sup>2</sup> Vgl. Kniffler 1978, S. 65 f.

Reichstadt Frankfurt, der Bildhauer und Architekt Madern Gerthener.<sup>3</sup> Um diese südliche Durchfahrt am heutigen Haus Braubachstraße 33 a soll es hier zunächst gehen. Im Anschluss an dieses Beispiel möchte ich einige weitere Gewölbedecken aus der Region wie die der Leonhardskirche in Frankfurt und der beiden Marienkirchen in Büdingen und Hanau vorstellen, die von Gerthener selbst stammen oder als Rezeptionsbauten anzusprechen sind.

Zunächst aber einige kurze Vorüberlegungen zu heraldischen Decken: Die heraldischen Gewölbebildungen haben insbesondere in den Wappendecken englischer Kirchen wie das Kreuzganggewölbe der Kathedrale von Canterbury (1395 bis ca. 1414) nennenswerte Vorläufer.<sup>4</sup> Wolfgang Kemp wies in einem grundlegenden Aufsatz zu den heraldisch konnotierten Gewölbebildungen Gertheners jedoch auch noch auf einen ganz anderen Zusammenhang hin: auf die Figurendidaktik der zeitgenössischen Philosophie:<sup>5</sup> »Während die antike und die hochmittelalterliche Theorie in Modellen wie konzentrischen Kreisen, (Stufen) Pyramiden und Baumdiagrammen dachte und veranschaulichte, finden wir bei Nikolaus von Kues zum ersten Mal eine Durchdringungsfigur«, so Kemp.<sup>6</sup> Insbesondere seine *Figura paradigmatica*, in der der Kusaner die Lehre seines Traktates *De coniecturis* (1440) umsetzt, greift das Zusammendenken entgegen gesetzter Figuren und Prinzipien auf. Kurz gesagt: die Durchdringungsfigur oder Kombinationsfigur wird eingeführt, die vor 1400 praktisch unbekannt war.<sup>7</sup> Die Übertragung eines philosophischen Denkschemas auf die überaus anders geartete Materie spätgotischer Gewölbebildungen ist zwar ein ungewöhnlich anmutender, aber durchaus plausibler Weg. Denn auch hier fallen mit der Vermehrung der Rippenläufe und der Entwicklung neuer Wölbfiguren die Kreuzungspunkte in größerer Zahl an.<sup>8</sup> Es ergeben sich nun verschiedene Wertigkeiten in Bezug auf die Positionierung dieser Knoten und die

<sup>3</sup> Zu Gerthener ausführlich Haberland 1992, hier S. 35 f.; vgl. auch Freigang 2010, hier S. 11–21, hier bes. zur Bedeutung der Heraldik bei den Patrizierfamilien Frankfurts S. 20.

<sup>4</sup> Vgl. Nußbaum/Lepsky 1999; hierzu auch Kemp 2006, S. 295 (Der Aufsatz wurde zuerst veröffentlicht in: Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Kilian Heck und Bernhard Jahn, Tübingen 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 80), S. 177–197).

<sup>5</sup> Vgl. Kemp 2006, S. 268 f.

<sup>6</sup> Ebd., S. 268.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 268 f.

<sup>8</sup> Vgl. ebd., S. 269.

Zahl der in ihnen zusammenlaufenden Rippen. Während nämlich die Epoche bis 1400 mit dem Einzelwappen und überhaupt mit einem sehr sparsamen Einsatz heraldischer Zeichen auskommt, vermehrt sich in der Folgezeit die Quantität und mit ihr die Notwendigkeit zu einer neuen Kombinatorik dieser Elemente erheblich.<sup>9</sup>

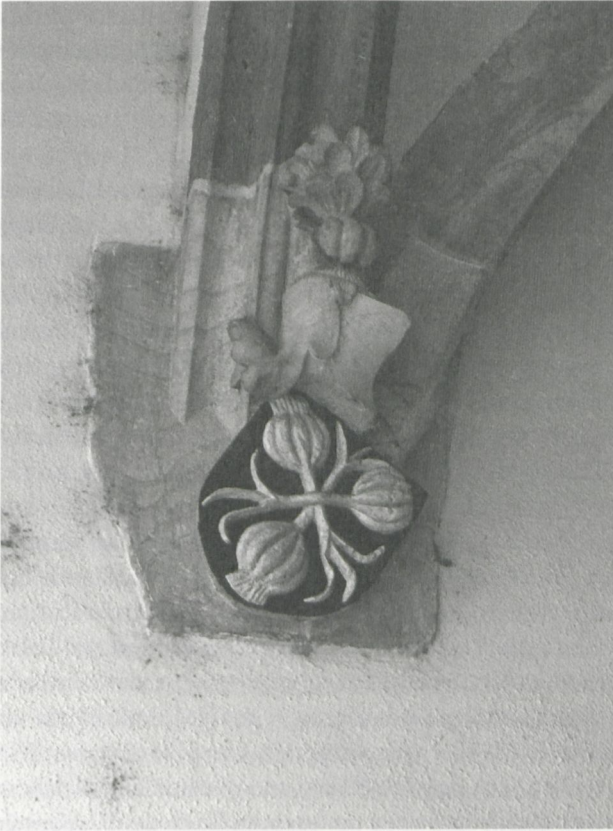
Am Beispiel des Nürnberger Hofes lässt sich das genau aufzeigen. Die genannte Durchfahrt zeigt ein spätgotisches Sterngewölbe auf Wappenkonsolen (Abb. 1–2). Ihr hat Wolfgang Kemp in dem bereits erwähnten Aufsatz von 2006 eine umfangreiche Abhandlung gewidmet, bei dem er auf die Konstruktion des Rippengewölbes und der auf ihm implementierten Wappensteine eingeht.<sup>10</sup> Ich beziehe mich im Folgenden ausdrücklich auf Kems Überlegungen. Um den Grund für die Auswahl der Wappenschilder und ihre Stellung zueinander zu ermitteln, muss man zunächst die Geschichte des Hauses zur Hilfe ziehen. Der Nürnberger Hof wurde um 1410 von Hert von Glauburg (†1424) und seiner Ehefrau Guda Knoblauch († zwischen 1419 und 1424) erbaut; die Wappen gehören zur Genealogie der Geschlechter Knoblauch und Glauburg, die sich in diesen beiden Personen im Jahr 1406 verbanden.<sup>11</sup> Die je vier Wappen verbildlichen keine Folge, sondern die Ahnen der Großelterngeneration des Erbauerhepaares. Damit wohnt ihnen als Prinzip weniger eine historische Linie, sondern eher ein memorialer Gedanke inne, der des Andenkens an die eigenen Großeltern. Die je vier Ahnenwappen – von Norden aus gesehen heraldisch rechts Glauburg und von Süden aus gesehen heraldisch rechts Knoblauch – setzen gleich Konsolen am unteren Ende der Rippenbündel an (Abb. 3–4). Die Nordeinfahrt ist damit eine »glauburg-männliche«, die Südeinfahrt damit eine »knoblauch-weibliche«. Als Zugang zum Stift St. Bartholomäus und zeitweiligen Wohnsitz der Wahlkandidaten der in St. Bartholomäus bekanntlich gewählten deutschen Kaiser dürfte jedoch die Nordeinfahrt als Ort des Eingangszeremoniells die weitaus prominentere Bedeutung gehabt haben. Trägt man nun die vier Wappen als Ansatzpunkte auf jeder Längsseite dieses Rechtecks ein, so kommt man zu einer Dreiteilung dieser Strecken und zu einer Wölbung in drei Jochen.<sup>12</sup> Die naheliegendste Lösung, diese Einheiten durch Gurte und Kreuzrippen zu definieren, wird aus zwei Gründen ausgeschlagen. Zum einen, so Kemp: »verbietet sie sich aus stilistischen Gründen. Es braucht

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 269.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., bes. S. 269–283.

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 271.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 278.



3 Frankfurt, Tordurchfahrt im Nürnberger Hof, um 1410,  
Knoblauch-Wappen, Aufnahme 2011

nicht weiter ausgeführt zu werden, dass die Wölbformen des späten Mittelalters nicht das jochbezogene, sondern das jochübergreifende System anstreben. Zum anderen wären damit alle Möglichkeiten einer Interpretation von Genealogie durch Gewölbe schon im Ansatz erstickt, denn eine Überkreuzverbindung der jeweils gegenüberliegenden Ahnen in drei Feldern ergibt überhaupt keinen Sinn«. <sup>13</sup>

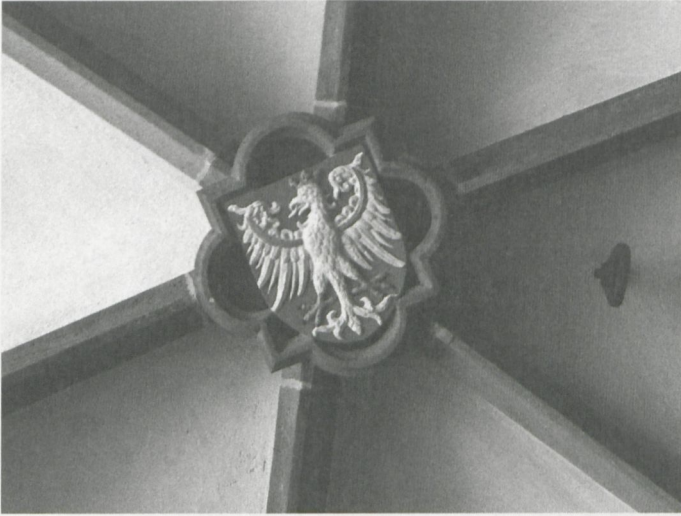
Die Besonderheit des Frankfurter Durchgangs liegt nicht zuletzt auch in seiner doppelten Aufgabe als Ort heraldischer und physischer Repräsentanz. Denn im Gewölbescheitel befindet sich zentral ein großer

<sup>13</sup> Ebd., S. 278.

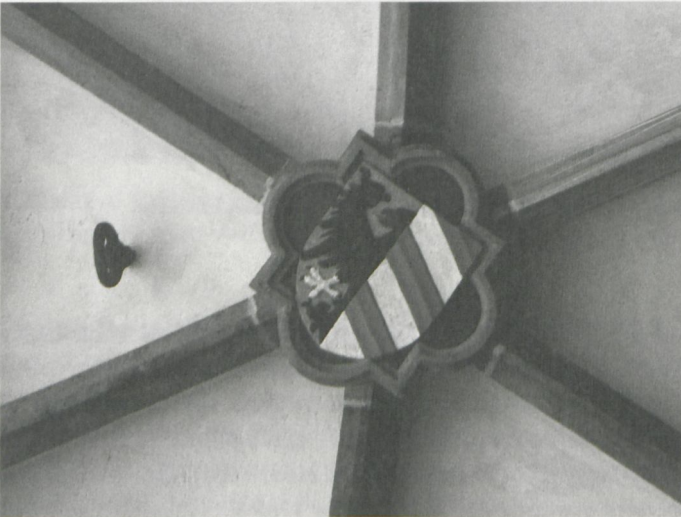


4 Frankfurt, Tordurchfahrt im Nürnberger Hof, um 1410,  
Glauburg-Wappen, Aufnahme 2011

Sprengring, durch den Säcke und Ballen in und aus den darüber liegenden Speicherräumen gehievt wurden – eine in solchen Torfahrten übliche Einrichtung. Die Schlusssteine links und rechts von diesem Sprengring zeigen nun aber keine familiäre, sondern eine städtische Heraldik, nämlich die Stadtwappen von Frankfurt und Nürnberg (Abb. 5–6). Einerseits war wie bereits erwähnt der Nürnberger Hof als Handelsniederlassung dieser fränkischen Stadt derjenige Ort, an dem auch die Kaufleute aus dieser Stadt beim Besuch der Frankfurter Messe wohnten. Andererseits waren sowohl Nürnberg wie auch Frankfurt die wichtigsten Orte für die zeremonielle Repräsentanz des Kaisertums: Fand in Frankfurt die Wahl des Kaisers statt, so wurden in Nürnberg spätestens seit 1423 die Reichskleinodien aufbewahrt.



5 Frankfurt, Tordurchfahrt im Nürnberger Hof, um 1410,  
Wappen der Stadt Frankfurt, Aufnahme 2011



6 Frankfurt, Tordurchfahrt im Nürnberger Hof, um 1410,  
Wappen der Stadt Nürnberg, Aufnahme 2011

Gerthener hat nun die vier Ecken des Rechtecks miteinander verbunden und so den Mittelpunkt des ganzen Gebildes definiert. Hier liegt ein

bemerkenswerter Unterschied zu den Parlern vor, denn diese Verbindung der gegenüberliegenden Eckpunkte durch Diagonalrippen ist in Prag unbekannt.<sup>14</sup> Gerthener hingegen verknüpft die Eckpunkte jeweils mit einer joch- und gewölbeübergreifenden Formidee und folgt damit dem zweiten – positiven – Grundgesetz der Parlerschen Wölbkunst, das zur bekannten Parallelrippenkonstruktion führt.<sup>15</sup> Hier wird sie laut Kemp folgendermaßen umgesetzt: »Die Diagonalen zwischen den vier Eckpunkten diktieren den Rippenzügen, die von den mittleren Positionen nach beiden Richtungen hin ausgehen, die Richtung. Führt man alle diese Linien aus, entsteht ein dichtes, den ganzen Gewölbespiegel überziehendes Rautennetz. Es erfüllt das Bedürfnis nach Vereinheitlichung, arbeitet aber der angestrebten Zentrumsbildung entgegen.«<sup>16</sup> Gerthener führt letztere jedoch wieder ein, indem er das Maschennetz mit einer dritten Form ergänzt: »Durch einen alternierenden Einsatz von Querbezügen und durch ebenso alternierendes Auslassen von Linien erreicht er eine Figuration, die aus dem uniformen Netz ein Sternengewölbe werden lässt: So entsteht ein sechsstrahliger Vollstern in der Mitte sowie zwei beschnittene Sterne an den Rändern. Sie alle sind nach beiden Seiten durch eine gemeinsame Raute verbunden«, so abschließend Kemp.<sup>17</sup> Es wird nachfolgend zu zeigen sein, dass es gerade diese Idee des Sternes und der an den Kreuzungspunkten der gewölbeorientierten Rippenbahnen implementierten Wappen ist, die in allen weiteren Gewölben des Mittelrheingebietes befolgt wird.

Die Kirche St. Leonhard am Frankfurter Mainufer ist der zweite wichtige Ort, an dem der die Gestalt bestimmende Einsatz von heraldischen Schlusssteinen durch Gerthener umgesetzt wurde (Abb. 7).<sup>18</sup> Die Weihe des Chores erfolgte 1434. Der zwei Joch tiefe Chor mit 3/6-Schluss wurde mit großer Wahrscheinlichkeit zum größten Teil noch unter der baulichen Leitung, sicher aber nach einem Entwurf des 1430 gestorbenen Madern Gerthener fertiggestellt (Abb. 8).<sup>19</sup> Wie Friedrich Wilhelm Fischer gezeigt hat, ergibt im Leonhardschor die Verbindung der vier

<sup>14</sup> Vgl. ebd., S. 279.

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S. 279 f.

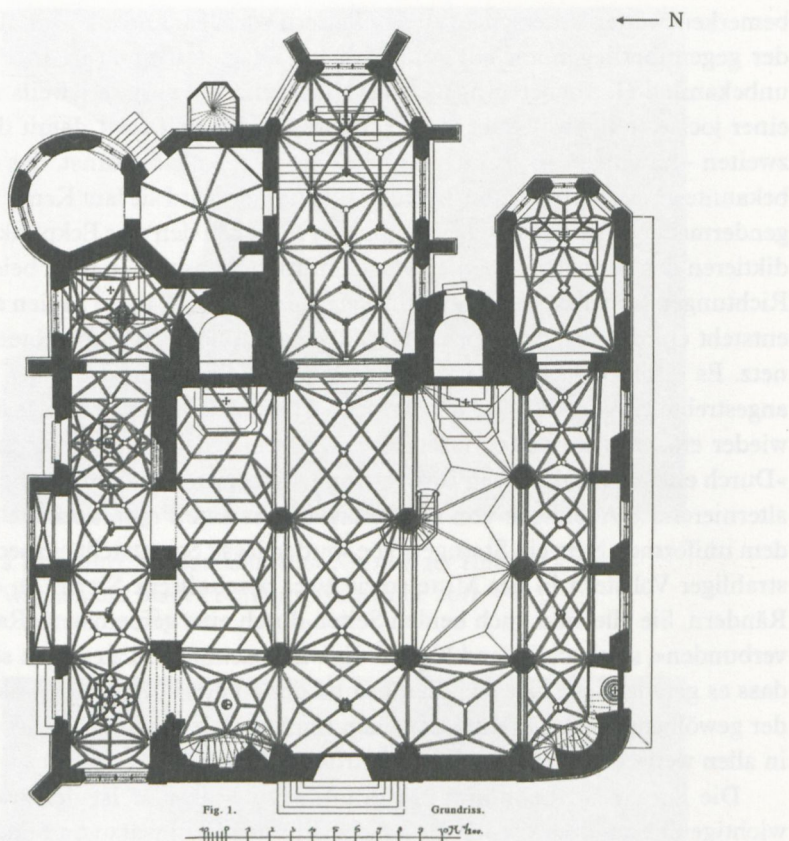
<sup>16</sup> Ebd., S. 280.

<sup>17</sup> Ebd., S. 280.

<sup>18</sup> Vgl. Haberland 1992, S. 59–62; Kemp 2006, S. 284–295 – Die ebenfalls hochdifferenzierte heraldische Ausgestaltung der Seitengewölbe von St. Leonhard, insbesondere des nördlichen Hängegewölbes, wird hier nicht berücksichtigt, vgl. dazu Nußbaum/Lepsky 1999, S. 248 f.

<sup>19</sup> Vgl. Haberland 1992, S. 59 f.



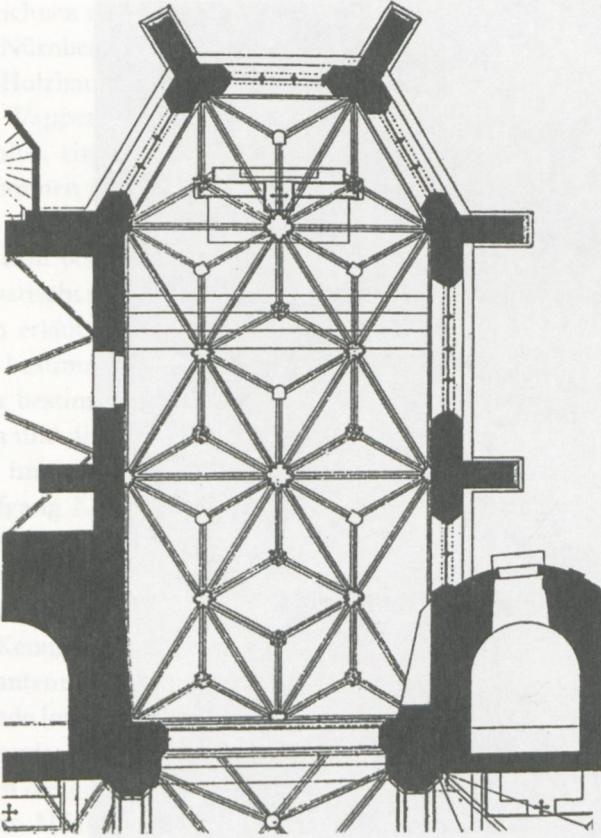


7 Frankfurt, St. Leonhard, Grundriss

Ecken in Längsrichtung zwei gleichseitige Dreiecke.<sup>20</sup> Norbert Nußbaum betont in seiner Beschreibung von St. Leonhard das Rippenmuster im Chor, bei dem Gurtrippen und »ein über beide Chorschloche gelegtes Diagonalrippenkreuz« hinzutreten, was zur Folge hat, dass alle Rautenelemente von exakt gleicher Form und Größe sind.<sup>21</sup> Das wiederum hat zur Folge, dass alle entstehenden Rauten von exakt gleicher Form und Größe sind. Weil die beiden Hauptschlusssteine, ähnlich wie bei der Tordurchfahrt im Glauburghof, exakt in den Scheiteln der Gurtrippen sitzen, dominieren aber nicht die Rauten die Gewölbedecke, sondern

<sup>20</sup> Vgl. Fischer 1962, S. 36 f.

<sup>21</sup> Nußbaum/Lepsky 1999, S. 248.

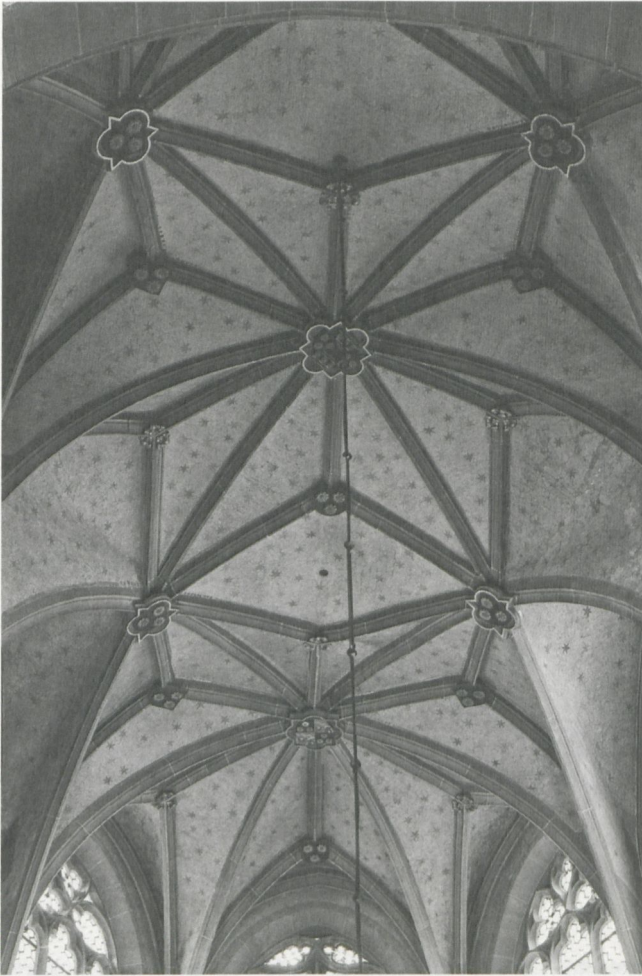


8 Frankfurt, St. Leonhard, Ostchor, Deckenschema

die Sechsrautensterne auf den Gurtachsen.<sup>22</sup> In diesem Chorgewölbe hat die bedeutendste Patrizierfamilie der Stadt, die Familie Holzhausen, ihr Wappen nicht weniger als fünfzehnmal untergebracht. Der Patrizier Johann d. J. von Holzhausen starb 1413; daher ist es wahrscheinlich, dass dieser Holzhausen seinen Sohn testamentarisch beauftragte, einen Teil des Erbes für den Bau von St. Leonhard aufzuwenden. Die Holzhausenswappen zeigen hier die Verbindungen von Johann dem Alten, also des Großvaters, mit Guda Goldstein und von deren Sohn Johann mit Anna von Marburg an.<sup>23</sup>

<sup>22</sup> Vgl. Nußbaum/Lepsky 1999, S. 248.

<sup>23</sup> Vgl. ebd., S. 284.



9 Frankfurt, St. Leonhard, Ostchor, Decke, bis 1434

In St. Leonhard sind die Schilde nicht einfach nachträglich platziert sondern von Anfang an ein berechnetes Strukturelement.<sup>24</sup> Dass die architektonische Hülle, die spezielle Ausdehnung der Chorjoche allerdings noch nicht stringent auf die Notwendigkeit zurückzuführen ist, hier eine bestimmte Anzahl genealogischer Schilde unterzubringen, wird durch eine besondere Eigenart dieser genealogischen Symbole plausibel: Sie

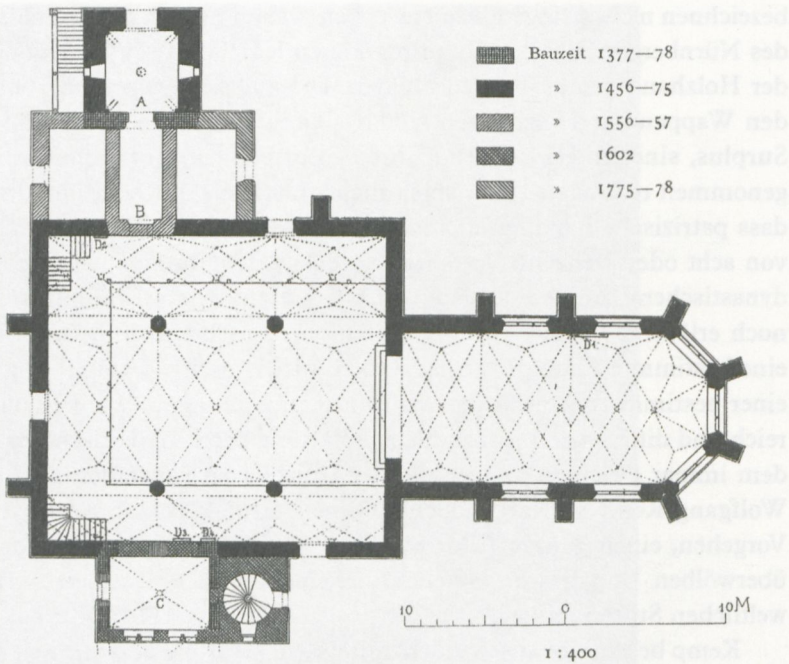
<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 284.

bezeichnen nicht stringent Ahnenwappen, wie im Falle der Tordurchfahrt des Nürnberger Hofes, sondern markieren lediglich zwei Generationen der Holzhausen mit Wappenschilden. Die anderen, sich wiederholenden Wappen der Holzhausen sind systemisch gesehen daher nur ein Surplus, sind im Hinblick auf ihren informativen Wert somit streng genommen redundant. Hier spielt nicht zuletzt die Tatsache eine Rolle, dass patrizische Familien nicht in dem Maße auf eine Vorfahrenschaft von acht oder sechzehn Vorfahren zurückgreifen konnten, wie dies bei dynastischen Familien der Fall war, wie wir am Beispiel Büdingen dies noch erläutern werden. Insofern lässt sich im Chor von St. Leonhard eine bestimmte Raumdimension (noch) nicht durch die Unterbringung einer bestimmten genealogischen Information erklären. Wie variantenreich und differenziert jedoch die Ausstattung der Leonhardschores mit dem immer gleichen Wappenbild der Holzhausen vonstatten ging, hat Wolfgang Kemp hervorgehoben: »Ohne Beispiel« sei, so Kemp, »das Vorgehen, einen ganzen Chor mit einer heraldischen Komposition zu überwölben. Und dies zur höheren Ehre eines einzigen Geschlechts, einer weltlichen Stifterfamilie«.<sup>25</sup>

Kemp beschreibt anschaulich, mit welcher Akribie und mit welchem Variantenreichtum nun das Gewölbesystem des Leonhardschores mit im Grunde immer dem gleichen Wappenbild, der Holzhausenrose, ausgestattet wurde: »Die Zentren der Sterne, in denen 12 Rippen zusammenlaufen, haben die größten und am aufwendigsten gestalteten Schlusssteine: die beiden Allianzwappen Holzhausen/Marburg (im Polygon) und Holzhausen/Lichtenstein erscheinen in unterschiedlichen Rahmenformen, die sich nicht nur durch ihr Format, sondern auch durch ihre Form vor den anderen Markierungen auszeichnen. Sie sind als Vierpässe gestaltet, während die Schlusssteine des zweiten Rangs, die über den vier achtstrahligen Kreuzungspunkten sitzen, nur als Dreipässe mit drei Rundungen und drei Spitzen ausgebildet sind. Sie tragen auch nur einen kleineren Schild mit den Holzhausenrosen. Ihre Funktion ist es, die Berührungspunkte der Sterne oder ihre Spitzen zu markieren. In dritter Rangfolge kommen kleine Holzhausenschildchen ohne Rahmung. Sie sitzen in jeweils drei der eingezogenen Ecken der Sterne«.<sup>26</sup> Die Hierarchisierung einzelner Gewölbezonen wird also einerseits durch die Prominenz der jeweiligen Rippenbahnen sowie ihrer Kreuzungspunkte erreicht, zusätzlich aber

<sup>25</sup> Ebd., S. 285.

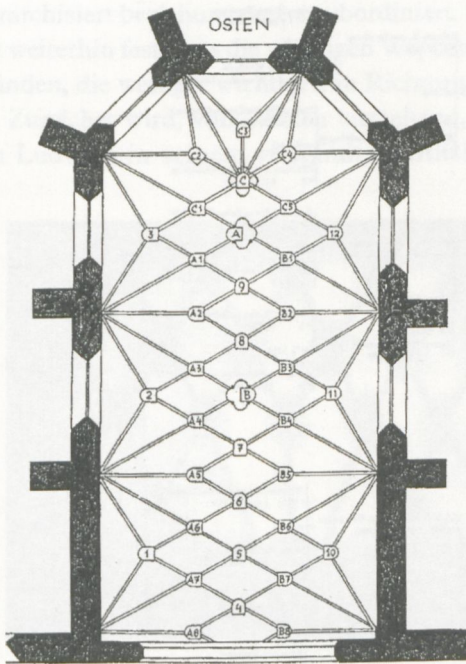
<sup>26</sup> Ebd., S. 290 f.



10 Büdingen, S. Marien, Grundriss

auch durch die Ausgestaltung divergenter Rahmenbildungen um das eigentliche Wappenschild herum bewerkstelligt. Das Gewölbesystem bestimmt demnach seine Figuren mit Hilfe der Wappenschlussteine – diese nutzen die verschiedenwertigen Positionen, die ihnen das Gewölbenetz anbietet. Als Folge der übergreifenden und reich gegliederten Figur artikuliert sich das Chorgewölbe von St. Leonhard als hochdifferenzierte Folie einer heraldisch bestückten Decke. Wobei gerade das Holzhausengewölbe in St. Leonhard einen zentralen Unterschied zu dem letzten, hier vorgestellten Gewölbe markiert: In St. Leonhard wird ein Gewölbe immer nur mit dem Wappen einer einzelnen Familie bestückt. Es muss sich also nicht an die typischen Zahlen von zwei, vier, acht oder sechzehn heraldischen Vertretungen halten, die für Ahnenwappen verbindlich sind. Von daher ist die Zahl 15 für die Wappenvertretungen in St. Leonhard eine eher durch die Kreuzungspunkte vorgegebene Zahl, weniger, wie Kemp ausführte, eine, die durch die Heraldik selbst vorgegeben wäre.

Ein letztes Beispiel, das hier gezeigt werden soll, und wo dann tatsächlich die heraldische Vorgabe über die Gewölbebildungen dominiert und diese bestimmt, ist in dem fünfzig Kilometer von Frankfurt entfernten



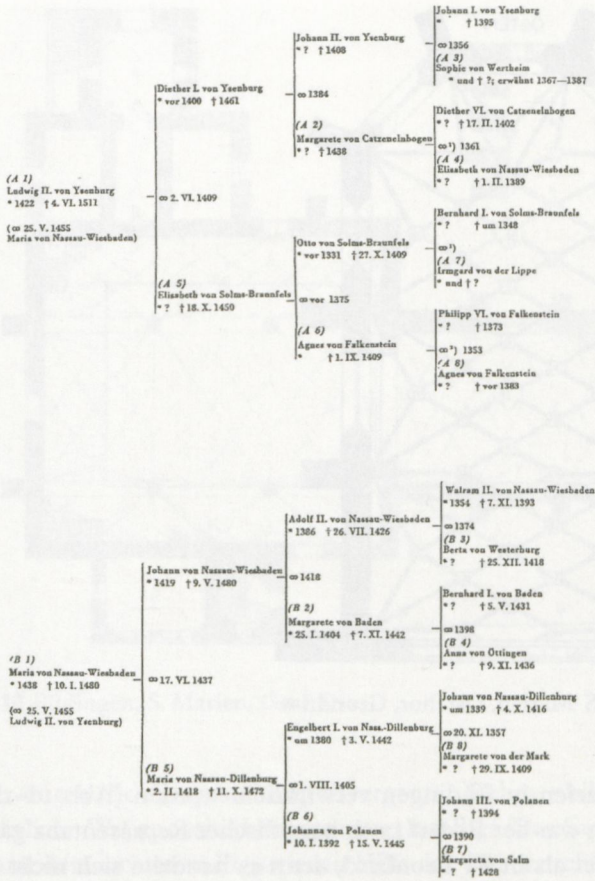
11 Büdingen, S. Marien, Ostchor, Grundriss

Chor von St. Marien in Büdingen verwirklicht worden (Abb. 10–12).<sup>27</sup> Hier in Büdingen war der Bedarf nach heraldischer Repräsentanz gänzlich anders geartet als in St. Leonhard, denn es handelte sich nicht um eine städtisch-patrizische, sondern um eine dynastisch-landesherrliche Heraldik mit entsprechend anderen Anforderungen. In Büdingen entstand 1377 die nach Nord-Süd orientierte Basilika von St. Marien.<sup>28</sup> Diese wurde zwischen 1476 und 1491 durch eine nunmehr in Ost-Westrichtung ausgerichtete spätgotische Hallenkirche ersetzt. Sie war in mehrfacher Hinsicht ein Denkmal des reichsgräflichen Hauses Ysenburg, insbesondere des Grafen Ludwig II. von Ysenburg (†1511) und seiner Frau Maria von Nassau-Wiesbaden, denn Graf Ludwig beabsichtigte, hier zu seiner Familie Seelenheil ein Stift einzurichten.<sup>29</sup> Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde im Chor zusätzlich auch die Grablege der ysenburgischen Grafenfamilie eingerichtet.

<sup>27</sup> Vgl. Heck 2002, hier bes. S. 85–132.

<sup>28</sup> Zur Baugeschichte vgl. Dielmann 1957, S. 108; Fischer 1962, S. 137 ff.

<sup>29</sup> Vgl. Decker 1991, S. 35; Decker 1995, S. 188 f.



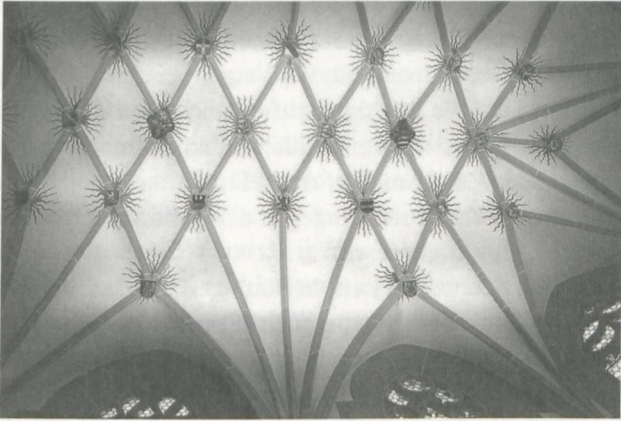
## 12 Büdingen, S. Marien, Genealogisches Schema der Ahnenwappen im Ostchor

Karl Dielmann hat 1957 in einer überzeugenden Analyse diese Tonschilde im Netzgewölbe des Chores als die Ahnenprobe zu 16 Ahnen des Erbauer- und Stifterpaares Ludwig von Ysenburg und Maria von Nassau identifiziert (Abb. 12–14).<sup>30</sup> Auf der Nordseite, der Schwertseite, sind die acht Ahnenwappen der Vorfahren Ludwigs II. angebracht worden. Auf der Südseite, der Spindelseite, befinden sich in gleicher Richtung die Wappen der acht Vorfahren der Maria von Nassau. Die Wappen werden nach dem grundlegenden Prinzip der Nähe zur agnatischen Stammlinie

30 Vgl. Dielmann 1957, S. 110; dazu auch Decker 1986, S. 332.

hierarchisiert beziehungsweise subordinated. Diese hierarchische Sequenz legt weiterhin fest, dass die wichtigen Wappen sich näher am Chorpolygon befinden, die weniger wichtigen in Richtung des Mittelschiffs.<sup>31</sup>

Zunächst wird, von Westen ausgehend, der Strang der Ahnenwappen Ludwigs in seinem verwandtschaftlichen Bezug zum Probanden



13 Büdingen, S. Marien, Ostchor, Decke, bis 1491



14 Büdingen, S. Marien, bis 1491, Panoramaansicht

31 Vgl. Heck 2002, S. 109 f.



beschrieben; danach werden zunächst die Ahnenwappen der Großeltern väterlicherseits, dann die Wappen der beiden Urgroßmütter der Vaterseite Ludwigs aufgeführt.<sup>32</sup> Erst anschließend folgen nach Westen die Wappen der Vorfahren der mütterlichen Seite des Grafen. Entsprechend bildparallel verhält es sich bei dem südlichen Strang der Ahnenwappen Maria von Nassaus. Hier sind die Vorfahren mit dem genau gleichen familiologischen System wie bei Ludwig als Wappen in die Kreuzungspunkte des Gewölbes eingesetzt.<sup>33</sup> Die Kategorie *ad sanctos*, die bei den mittelalterlichen Grablegen so bedeutsam ist, wird auch bei den Genealogien des späten 15. Jahrhunderts als Regulativ aufrechterhalten: die wichtigen Wappen der Verwandten aus der Kernfamilie werden demnach vorgeordnet und dem polygonalen Zentrum über dem Hauptaltar angenähert, die Wappen der entfernteren Vorfahren hingegen den subordinierten Zonen des hinteren Chorbereichs zugewiesen.<sup>34</sup>

Vergleicht man das Netzwerksystem in Büdingen mit dem der Frankfurter Gewölbe, dann fällt zunächst die auch hier existente Sternformation auf. Von St. Leonhard abgeschaut ist gleichfalls, dass die beiden Vollwappen Ysenburg und Nassau an genau den beiden Stellen liegen, bei denen die einzigen das gesamte Joch querdiagonal durchgezogenen Rippen sich kreuzen. Zudem bilden sich auf diese Weise von Ost nach West drei Parallelstränge. Damit ähneln sich die drei Wappensysteme des Nürnberger Hofes, des Leonhards- und des Marienchores sowohl in der partiellen – wenn auch im Detail unterschiedlichen – Ausbildung eines oder mehrerer Sterne, wie auch in der Kreierung dreier, parallel zueinander verlaufender Stränge mit Schlusssteinen auf der jeweiligen dominanten Mittellinie. Eine Interdependenz der drei Gewölbedecken liegt insofern sehr nahe, was auch der Chronologie ihrer Entstehung entspräche. Damit sind die Gemeinsamkeiten aber auch schon beendet, denn das System in Büdingen ist eher an der Raute orientiert, die als geometrische Form in St. Leonhard wie beschrieben eher zurückgenommen wurde. Hier läge also eher eine Gemeinsamkeit mit dem Gewölbe des Nürnberger Hofes als mit dem von St. Leonhard vor.

Diese Hierarchiebildung im genealogischen System hat gravierende Folgen für den Kirchenbau selbst: Die ungewöhnliche Längenausdehnung des Büdinger Chores wurde aller Wahrscheinlichkeit nach

---

<sup>32</sup> Ebd., S. 110.

<sup>33</sup> Ebd., S. 110 ff.

<sup>34</sup> Ebd., S. 112.

überhaupt erst durch den Platzbedarf der Ahnenprobe verursacht.<sup>35</sup> Die Raumbildung des Chores der Marienkirche ist demnach – und das ist ein zentraler Gedanke in meiner Ausführung – durch das genealogische System bestimmt, und nicht umgekehrt von einer architektonischen Rahmgebung das Ausstattungsprogramm vorgegeben worden. Die Meublierung des Kirchenraumes mit den Wappenschlusssteinen zeigt auf überzeugende Weise, dass die spezifische Raumauffaltung mit ihrer ebenso spezifischen Anordnung der Wappen der konkreten Notwendigkeit nach Unterbringung einer genealogischen Topographie entsprungen ist.<sup>36</sup> Die diagrammatische Ausfächerung der Quadratfunktion von zwei (4, 8, 16) als ein Grundschema des genealogischen Baumes wird erst in den analytischen Tiefenräumen durchgeführt, wie sie bei den Ahnentafeln vorliegen.<sup>37</sup> Gleichwohl ist in der Büdinger Ahnenprobe bereits etwas enthalten von dem Potential einer inhärenten Speicherstruktur, die bald zu anderen Varianten und Lösungen greifen wird als zur Parallelisierung zweier narrativer Bildstränge.<sup>38</sup>

Nun sind in der Marienkirche noch weitere Wappen vorhanden. Zunächst findet sich noch eine zweite Ahnenprobe zu sechzehn Ahnen im Hauptschiff, die in der Anordnung genau identisch ist mit der des Chores. Dann finden sich aber auch Wappen anderer Familien, sowohl niederadeliger wie auch bürgerlicher. Sie sind gleichfalls untereinander hierarchisiert, befinden sich aber, wenig überraschend, im Vergleich zur Ahnenprobe des Grafenpaares an untergeordneten Stellen, nämlich in den Seitenschiffen. Auch konnten sich diese Familien nicht in ganzen Ahnenproben ausdifferenzieren, sondern nur, je prominenter, desto zahlreicher, durch die Mehrfachanbringung des einzelnen Familienwappens gegenüber anderen Familien als jeweils prominenter hervorheben. So taucht etwa das Wappen der Adelsfamilie Rabenolt insgesamt dreimal auf, das anderer Familien aber eben nur ein- oder zweimal.<sup>39</sup> Diese Sichtbarmachung der personalen Gliederung kommt vermutlich der sozialen Realität und den personalen Einflussphären der einzelnen Familie innerhalb von Stadt und Grafschaft recht nahe.<sup>40</sup> In jedem Fall konnte die Superiorität der ysenburgischen Dynastie mit Ludwig II. und Maria

---

35 Ebd., S. 120.

36 Ebd., S. 122.

37 Ebd., S. 122.

38 Ebd., S. 122.

39 Vgl. Ebd., S. 123.

40 Ebd.

von Nassau durch die zweifache Anbringung ihrer Ahnenprobe in Chor und Mittelschiff sowie durch die mehrfache – und stets den übrigen Genealogien vorgeordnete – Demonstration der beiden Allianzwapen gewahrt werden. Und genauso kann wohl einer niederadligen Familie mit dreifacher Wiederholung ihres Wappens im Kirchenschiff mehr Einfluss zugebilligt werden, als einer Familie mit einfacher Wappenrepräsentanz.<sup>41</sup> Die dynastischen Wapen der Ysenburger werden in der Marienkirche damit im besten Sinne konfiguriert, erhalten erst durch ihre Einbettung in den sozialen Kontext mit den ›minderwertigen‹ Wapen der Büdinger Ritters- und Bürgersfamilien ihre Dominanz.

Mit einer Definition von Christopher Alexander für städtische Gliederungsmechanismen lassen sich die hier gemachten Beobachtungen zusammenfassen: Alexander formulierte bereits 1967 das Postulat »A city is not a tree«, womit er meinte, dass die Stadt nicht wie ein Baum selektive Axiome ohne Überlagerung aneinander binde.<sup>42</sup> Für Büdingen wäre festzustellen, dass die Stadt als genealogisches Dispositiv eben *auch* ein Baum ist.<sup>43</sup> Innerhalb der Baumstruktur ist es nämlich keineswegs so, wie Alexander voraussetzt, dass »kein Teil irgendeiner Einheit je mit anderen Einheiten verbunden ist, außer durch das Medium dieser Einheit als Ganzes«. Es ist eben nur so, dass innerhalb der einzelnen Denkkategorie, innerhalb der Logik des einzelnen operativen Feldes die Kommunikation in bezug auf die Kommunikationspartner vollständig vorherbestimmt ist.<sup>44</sup>

Aber genau das Existieren verschiedener Kategorien von Diskursen, verschiedener »Semiosphären« wie Juri Lotman das nennen würde, findet eben nur statt, wenn das einzelne operative Feld in seiner internen Logik absolut gesetzt wird.<sup>45</sup> In *diesem* einen Moment und in *dieser* einen räumlichen Einheit wird tatsächlich keine andere Kommunikation geduldet als die gerade geführte.<sup>46</sup> Es handelt sich bei diesem kommunikativen Abgleich der Zeichenkodes der Wapen untereinander zwar nicht um einen monumentenhaften Diskurs im Sinne eines ›Immer‹, wie das die Konstrukteure der Frankfurter und der Büdinger Wapenlandschaften vermutlich beabsichtigten, aber es handelt sich doch immerhin um einen

---

41 Ebd.

42 Vgl. Alexander 1967, S. 283 ff.

43 Vgl. Heck 2002, S. 132.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Ebd.

Diskurs, der für einen bestimmten zeitlichen Abschnitt innerhalb der beschriebenen sozialen Konstellation dieser spätmittelalterlichen Stadt seine Sinnfälligkeit hatte. Insofern sollte die Wappenlandschaften immer auch nur als transitorische Festschreibung eines bestimmten, in diesem Falle des heraldischen Diskurses aufgefasst werden.<sup>47</sup>

Es ist wenig bekannt über die Dauerhaftigkeit dieses Wappendiskurses der Büdinger Familien in der Marienkirche. Wahrscheinlich waren diese Zonierungen durchaus umstritten, ebenso wie die Machtverhältnisse innerhalb der Bevölkerung Schwankungen unterlegen waren. Vermutlich ist deshalb der heutige Zustand der Wappensetzungen im Netzgewölbe nur ein zufällig erhaltener, letzter Status quo eines Diskurses, bevor er aufgegeben und schließlich verdrängt wurde.<sup>48</sup> Dass Gewölbedecken wie im Falle des Nürnberger Hofes, St. Leonhards und der Marienkirche eben auch als Diagramm, als Folie angesehen werden können, ist nur nach einer genauen Betrachtung des Zusammenspiels von Architektur, Gewölbebildung, Rippensystematik und heraldischer Bestückung der Kreuzungspunkte überhaupt erkennbar. Dann aber lässt sich verstehen, dass die Notwendigkeit einer sozialen Vertretung in Form der Wappenrepräsentanzen im Falle des Nürnberger Hofes und St. Leonhards die vorgegebene Architektur geschickt bestückt. Im Falle der Marienkirche lässt sich sogar erkennen, dass die Heraldik zum bestimmenden Moment wird und über die Architekturform insofern dominiert, als sie die Dimensionen der architektonischen Hülle vorprägt und damit komplett bestimmt.

---

## LITERATURANGABEN

**Alexander 1976** Alexander, Christopher: Die Stadt ist kein Baum, »A City is not a tree«. In: Bauen und Wohnen, Juli 1967, S. 283–290.

**Decker 1986** Decker, Klaus-Peter: Zum Wappenwesen des Hauses Isenburg-Ysenburg. In: Der Herold. Vierteljahresschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften 29, 1986, S. 321–340.

**Decker 1991** Decker, Klaus-Peter: Zum Kirchenwesen zwischen Mittelalter und Reformation. In: 1491–1991. 500 Jahre Marienkirche Büdingen, Büdingen 1991, S. 14–45.

---

47 Ebd.

48 Ebd.

**Decker 1995** Decker, Klaus-Peter: Die Burgkapellen der Grafen von Ysenburg-Büdingen. In: Barbara Schock-Werner (Hg.): Burg- und Schloßkapellen, Braubach 1995 (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung B/3), S. 118–126.

**Dielmann 1957** Dielmann, Karl: Bemerkungen zur Baugeschichte der Marienkirche in Büdingen. In: Büdinger Geschichtsblätter I, 1957, S. 103–118.

**Fischer 1962** Fischer, Friedrich Wilhelm: Die spätgotische Kirchenbaukunst am Mittelrhein, Heidelberg 1962.

**Freigang 2010** Freigang, Christian: Madern Gerthener und der Aufstieg Frankfurts zum Architekturzentrum im Spätmittelalter. In: Evelyn Brockhoff (Hg.): Das neue Frankfurt. Innovationen in der Frankfurter Kunst vom Mittelalter bis heute (Vorträge der 1. Frankfurter Bürger-Universität), Wiesbaden 2010.

**Haberland 1992** Haberland, Ernst-Dietrich: Madern Gerthener »der stadt franckenfurd werkmeister«. Baumeister und Bildhauer der Spätgotik, Frankfurt 1992.

**Heck 2002** Heck, Kilian: Genealogie als Monument und Argument. Der Beitrag dynastischer Wappen zur politischen Raumbildung der Neuzeit, München/Berlin 2002.

**Kemp 2006** Kemp, Wolfgang: Genealogie und Gewölbe. Zu zwei Gewölben Madern Gertheners in Frankfurt am Main. In: Kilian Heck und Cornelia Jöchner (Hg.): Kemp-Reader. Ausgewählte Schriften von Wolfgang Kemp, München/Berlin 2006, S. 267–298

**Kniffler 1978** Kniffler, Gisela: Die Grabdenkmäler der Mainzer Erzbischöfe vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte, zur Plastik und zur Ornamentik, Köln/Wien 1978.

**Nußbaum/Lepsky 1999** Nußbaum Norbert / Lepsky, Sabine: Das gotische Gewölbe, eine Geschichte seiner Form und Konstruktionen, München/Berlin 1999.

---

## ABBILDUNGSNACHWEISE

**2, 8** Kemp 2006.

**1, 3, 4, 5, 6** Aufnahmen des Autors.

**7, 9** ([http://de.wikipedia.org/wiki/Leonhardskirche\\_\(Frankfurt\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Leonhardskirche_(Frankfurt)) – 15.02.2012).

**13** ([http://de.wikipedia.org/wiki/Marienkirche\\_\(Büdingen\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Marienkirche_(Büdingen)) – 15.02.2012).

**10** Fischer 1962.

**11, 12** Dielmann 1957.

**14** Roy Wagenbach, (<http://home.fotocommunity.de/roy/index.php?id=995098&d=23961409> – 15.02.2012).